

# Die Neue Welt

Nr. 52

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

## Der Gang nach Bethlehem.

Von L. Reffen.

Steh' auf mein Weib vom Straßenbord!  
Steh' auf und komm' nach Haus!  
Ich helfe Dir auf! — Sie sprach kein Wort.  
Wie sah sie so elend aus!  
Von Gram und von Leiden lag's um den Mund...  
So schleichend und schleppend ihr Gang!...  
Und Winterskälte, mit Hunger im Mund!...  
Und innen thats lauter und lauter sich kund!...  
Und der Weg noch so lang!... noch so lang!...

An jeder Laterne machten sie Halt! —  
Die Straße lag still und leer...  
Die Nacht hing an den Dächern gekrallt,  
Und drüber der Sterne Meer...  
Fest zog sie das dünne, zerfetzte Tuch  
Am Schultern, um Brust und um Leib!...  
Dann weiter!... so lang' ihre Kraft sie noch trug. —  
Still folgte der Armut's schleichender Fluch  
Dem Mann und dem schwangeren Weib!...

## Sin Weihnachtsabend und eine Trauung.

Von Dostojewsky.

Nenlich sah ich eine Trauung... übrigens, nein, ich will lieber von einem Weihnachtsabende erzählen. Die Trauung war recht schön, sie gefiel mir, aber das andere Ereigniß war doch noch schöner. Ich weiß nicht, weshalb mich diese Trauung an jenen Weihnachtsabend erinnert hat. Das war nämlich so:

Genau vor fünf Jahren wurde ich am Sylvesterabende zu einem Kinderball eingeladen. Der Gastgeber war eine bekannte Persönlichkeit mit Protektion, mit Bekanntschaften und Intrigen, und man konnte denken, der Kinderball sei nur ein Vorwand für die Eltern, um sich versammeln und manchen interessanten Stoff besprechen zu können. Ich war dort ein Fremdling und brachte deshalb den Abend ganz unabhängig zu.

Dort war noch ein Herr, wie es schien, ein Mensch ohne jeden Anhang, der, wie ich, rein zufällig in diesen Familienkreis gerathen war. Er fiel mir sofort auf. Er war hochgewachsen und mager, sein Aussehen war ernst, seine Kleidung anständig. Es war aber gleich zu merken, daß ihm diese Freuden und dieses ganze Familienlud vollständig fremd waren. Wenn er sich in irgend einen Winkel zurückzog, verschwand sogleich jedes Lächeln aus seinem Gesichte und seine dichten, schwarzen Brauen falteten sich. Außer dem Hausherrn hatte er keine einzige bekannte Seele auf dem Ball. Man sah, daß er sich schrecklich langweilte, daß er aber die Rolle eines ganz vergnügten und glücklichen Menschen bis zu Ende kühn durchführen wollte. Ich erfuhr später, daß er aus der Provinz war und sich in einer wichtigen, kopfzerbrechenden Angelegenheit in der Hauptstadt aufhielt. Er hatte einen Empfehlungsbrief an unseren Gastgeber, welcher ihn — aber durchaus nicht *con amore* — protegirte und ihn

aus purer Höflichkeit auf seinen Kinderball eingeladen hatte. Karten wurden nicht gespielt, eine Zigarre wurde ihm nicht angeboten, Niemand zog ihn in ein Gespräch (vielleicht weil man den Vogel an seinem Gefieder erkannt hatte), und so war er gezwungen, um seinen Händen doch irgend eine Beschäftigung zu geben, den ganzen Abend seinen Badenbart zu streichen. Der Badenbart war wirklich sehr hübsch, aber er strich ihn so emsig, daß man auf den Gedanken kommen konnte, der Bart wäre zuerst auf die Welt gekommen und nachher erst sei der Mensch erschaffen worden, um ihn zu streichen.

Außer dieser Figur, welche in solcher Weise an dem Familienlud des Gastgebers, eines Vaters von fünf wohlgenährten Knaben, Antheil nahm, lenkte noch ein Herr meine Aufmerksamkeit auf sich. Das war aber ein Mensch mit ganz anderen Eigenschaften. Das war eine Persönlichkeit! Er hieß Julian Mastakowitsch. Auf den ersten Blick mußte man bemerken, daß er hier der vornehmste Gast war und daß er zu dem Hausherrn etwa so stand, wie dieser zu dem Herrn mit dem Badenbart. Der Wirth und die Wirthin sagten ihm eine Unmenge Komplimente und hofirten ihn, boten ihm unanhörlich Wein an und verhätschelten ihn auf jede Weise. Bei der Vorstellung wurden alle Gäste ihm zugeführt, ihn aber führte man zu Niemand. Ich bemerkte, daß in den Augen des Gastgebers eine Thräne glänzte, als Julian Mastakowitsch die Bemerkung machte, daß er sehr selten die Zeit so angenehm zugebracht hätte, wie an diesem Abend. Mir wurde schließlich bange in der Nähe einer solchen würdigen Persönlichkeit, und deshalb ging ich, nachdem ich mich noch an dem Anblicke der spielenden Kinder vergnügt hatte, in den kleinen Nebensalon ab, der ganz leer war, und setzte mich in eine Blumenlaube, welche beinahe die ganze Hälfte des Zimmers einnahm.

Die Kinder waren alle außerordentlich reizend und schienen nicht die geringste Lust zu haben, den

Großen ähnlich zu werden, trotz aller Ermahnungen der Gouvernanten und Mütter. Sie plünderten augenblicklich den ganzen Weihnachtsbaum bis auf die letzte Süßigkeit, und es gelang ihnen sogar, eine Hälfte der Spielsachen zu zerbrechen, ehe sie recht wußten, wem sie eigentlich gehören sollten. Besonders hübsch war ein Knabe mit schwarzen Augen und lockigem Haar, der die größte Lust hatte, mich mit seiner hölzernen Pike todzuschießen. Aber am meisten erregt wurde meine Aufmerksamkeit durch seine Schwester, ein Mädchen von elf Jahren, schön wie Amor selbst. Es war ein stilles, sinniges, blasses Kind mit großen, melancholischen, etwas vorstehenden Augen. Die Kinder hatten sie beleidigt und sie war in denselben Salon gekommen, in dem ich mich befand, und beschäftigte sich hier mit ihrer Puppe. Die Gäste zeigten nebenan achtungsvoll auf einen reichen Pächter, ihren Vater, hin, und Jemand erzählte leise, daß für die Kleine schon dreihunderttausend Rubel Wittigst zurückgelegt seien. Ich wendete den Kopf, um zu sehen, wer sich so lebhaft für diese Angelegenheit interessirte, und mein Blick fiel auf Julian Mastakowitsch, der mit auf dem Rücken gefalteten Händen, den Kopf seitwärts geneigt, sehr aufmerksam dem Geschwätz dieser Herren zu lauschen schien.

Ich konnte später nicht genug die Klugheit der Wirthin beim Vertheilen der Geschenke bewundern. Das Mädchen, welches schon dreihunderttausend Rubel besaß, erhielt die schönste Puppe. Nachher folgten die anderen Geschenke, je nach dem Range der Eltern aller dieser glücklichen Kinder abgestuft. Das letzte Kind, ein magerer, rothhaariger, sommersprossiger Knabe von zehn Jahren, bekam schließlich nur noch ein Büchlein Novellen, welches von der „Herrlichkeit der Natur“, von „Wehmuthstränen“ und dergleichen handelte, ohne Bilder, ja sogar ohne alle Schnörkel.

Er war der Sohn der Gouvernante des Hauses, einer armen Wittive, ein sehr scheuer und gedrückter Knabe. Er trug eine einfache Mantingjacke. Nach-

dem er sein Büchlein bekommen hatte, ging er lange zwischen den anderen Kindern umher, er hatte die größte Lust, mit ihnen zu spielen, wagte es aber nicht. Er schien seine Lage schon zu fühlen und zu verstehen.

Ich liebe es sehr, Kinder zu beobachten; äußerst interessant sind hier die ersten selbstständigen Schritte. Ich bemerkte, daß der rothhaarige Knabe durch die reichen Spielsachen der anderen Kinder, besonders aber durch ein Theater geradezu verlockt wurde, sich zu einer niedrigen Handlungsweise hinreißen zu lassen. Er lächelte, er schmeichelte den anderen Kindern; er gab seinen Apfel einem aufgeblasenen Knaben, der schon ohnedies ein ganzes Tuch voll Geschenke hatte, und entschloß sich sogar, einen anderen auf seinem Rücken reiten zu lassen, als man ihn von dem Theater fortgejagt hatte. Aber einen Augenblick später hatte ihn ein Schlingel trotzdem schon tüchtig geprügel. Das Kind wagte nicht zu weinen. Da kam die Gouvernante, seine Mutter, und befahl ihm, die Spiele der anderen Kinder nicht zu stören. Der Knabe ging darauf in denselben Salon, in dem das kleine Mädchen war. Diese nahm ihn sehr freundlich auf, und Beide waren gar bald emsig mit dem Ankleiden der Puppe beschäftigt. Ich hatte schon ungefähr eine halbe Stunde in der Spheraulaube gefressen und fing fast an einzuschlummern. Indem ich dem leisen Gespräche des rothhaarigen Knaben und der Schönen mit der Dreihunderttausend-Mitgift lauschte, trat plötzlich Julian Mastakowitsch in das Zimmer. Er hatte einen Lärm der zankenden Kinder benutzt, um sich aus dem Salon zu schleichen. Ich hatte bemerkt, daß er einen Augenblick vorher sehr feurig mit dem Vater des reichen Mädchens, den er soeben kennen gelernt, über die Vorzüge eines Amtes vor dem anderen gesprochen hatte. Jetzt stand er in seine Gedanken vertieft und schien etwas an den Fingern abzuzählen.

„Dreihundert . . . dreihundert,“ flüsterte er. „Elf . . . zwölf . . . dreizehn . . . sechzehn, — fünf Jahre! Wollen wir annehmen zu vier Prozent = 12, 5 × 12 = 60, ja, dann, auf diese 60 . . . nun, wollen wir annehmen nach fünf Jahren 400. Ja! hm . . . Aber der Schuft bekommt doch nicht bloß vier Prozent. Vielleicht acht, sogar zehn! . . . Nun, fünfhunderttausend, ja, wollen wir annehmen fünfhunderttausend . . . Das ganz gewiß! Das Uebrige geht auf Blunder drauf!“ . . .

Er beendigte seine Rechnung, schenkte sich die Nase und wollte schon das Zimmer verlassen, als er plötzlich das Mädchen bemerkte und stehen blieb. Mich konnte er hinter den Blumen nicht sehen. Er schien auf das Neuzerker erregt; ob die Rechnung so auf ihn gewirkt hatte, ob etwas Anderes — genug, er rieb sich die Hände und konnte nicht auf einer Stelle stehen. Seine Erregung hatte sich bis zum nec plus ultra gesteigert, als er stehen geblieben war und auf die künftige Braut zum zweiten Male hinblickte. Er wollte vorstürzen, sah sich aber zuerst um, dann begann er, sich ihr auf den Fußspitzen zu nähern. Er kam mit einem Lächeln auf sie zu, beugte sich über sie und küßte sie auf den Kopf. Sie hatte den Ueberfall nicht erwartet und schrie nun laut auf vor Schreck.

„Was thun Sie hier, liebes Kind?“ fragte er flüsternd, indem er sich umblickte und die Wange des Mädchens streichelte.

„Wir spielen . . .“  
„So? Mit Dem?“ Julian Mastakowitsch schielte auf den Knaben. „Du, mein Liebster, gehst lieber in den Salon,“ jagte er zu ihm.

Der Knabe schwieg still und sah ihn groß an. Julian Mastakowitsch sah sich wieder um und beugte sich wieder zu dem Mädchen.

„Sie haben da eine Puppe, liebes Kind?“ fragte er.

„Eine Puppe,“ antwortete das Mädchen, in sich zurückgezogen und schen.

„Eine Puppe . . . hm . . . Wissen Sie auch, liebes Kind, woraus Ihre Puppe gemacht ist?“

„Ich weiß nicht . . .“ antwortete das Mädchen flüsternd und den Kopf senkend.

„Aus Lumpen, mein Herzchen! Du Knabe, geh lieber zu Deinen Kameraden in den Salon,“ sagte Julian Mastakowitsch, das Kind streng anblickend.

Das Mädchen und der Knabe schmiegen sich aneinander und faßten sich an den Händen. Sie wollten sich nicht trennen.

„Und wissen Sie, warum man Ihnen die Puppe geschenkt hat?“ fragte Julian Mastakowitsch, seine Stimme immer mehr und mehr senkend.

„Ich weiß nicht.“

„Weil Sie die ganze Woche ein liebes und artiges Kind waren.“

Julian Mastakowitsch, bis an's Neuzerker erregt, blickte sich wieder um, und seine Stimme mehr und mehr senkend, fragte er endlich mit fast unhörbarer, vor Erregung und Ungeduld stocender Stimme: „Werden Sie mich lieb haben, Sie liebes Mädchen, wenn ich zu Ihren Eltern zum Besuch kommen werde?“

Nun wollte Julian Mastakowitsch das liebe Mädchen wieder küssen, aber als der rothhaarige Knabe sah, daß die Kleine nahe daran war loszuweichen, ergriff er ihre Hände und fing aus Mitleid auch zu weinen an. Julian Mastakowitsch wurde jetzt ernstlich böse.

„Geh, mach, daß Du fortkommst,“ sagte er zu dem Knaben. „Geh in den Salon zu Deinen Kameraden!“

„Nein, er soll nicht, er soll nicht! Gehen Sie selbst fort,“ sagte das Mädchen, „lassen Sie ihn, lassen Sie ihn!“ fuhr sie, fast weinend, fort.

Es bewegte sich Jemand in der Thür; Julian Mastakowitsch erschrak und richtete seine majestätische Figur auf. Der rothhaarige Knabe erschrak noch mehr, verließ das Mädchen und ging still, sich dicht an die Wand schmiegend, aus dem Salon in das Speisezimmer. Julian Mastakowitsch ging auch in das Speisezimmer. Er war roth wie ein Krebs, und als er sich in einem Spiegel erblickte, wurde er durch seinen eigenen Anblick verwirrt. Vielleicht war er so verdrießlich über sein Feuer und seine Ungeduld, vielleicht hatte ihn die Rechnung an den Fingern so überrascht, so hingerissen, so begeistert, daß er trotz seiner großen Solidität und Würde sich entschlossen hatte, wie ein Knabe zu handeln und auf ein Ziel loszugehen, welches doch erst zu einem wirklichen Ziele nach mindestens fünf Jahren werden konnte.

Ich folgte dem ehrenwerthen Manne in das Speisezimmer und sah hier ein sonderbares Schauspiel. Julian Mastakowitsch, ganz roth vor Zorn und Verdruß, schreckte den rothhaarigen Knaben, welcher immer weiter und weiter vor ihm zurückwich und vor Schreck nicht wußte, wohin er sich verstecken sollte.

„Geh, was thust Du hier, Du Taugenichts? Ei, Du stiehlst hier wohl Obst, ja? Du stiehlst wohl Obst? Geh fort, Taugenichts, geh, Du Nognase, geh zu Deinen Kameraden!“

Der erschrockene Knabe entschloß sich zu einem verzweifeltsten Mittel; er versuchte unter den Tisch zu kriechen. Sein Verfolger griff in höchster Erregung nach seinem langen Battistuch und begann damit den Knaben unter dem Tische aufzuzucken. Ich muß hier nun bemerken, daß Julian Mastakowitsch sehr dick war. Er war ein wohlgenährter, rother, starker Mensch mit einem Embonpoint, rund wie eine Nuß. Er schwigte, leuchtete und war schrecklich roth. Er wurde schließlich fast wild, so stark war in ihm das Gefühl der Enttäuschung und (wer weiß?) vielleicht der Eifersucht.

Ich brach in ein lautes Gelächter aus. Julian Mastakowitsch wendete sich um und gerieth in die höchste Verwirrung. In demselben Augenblick trat aus der entgegengesetzten Thür der Hausherr ein. Der Knabe kroch aus seinem Versteck hervor und stäubte seine Kniee und Ellenbogen ab. Julian Mastakowitsch beilte sich, das Tuch, welches er noch immer an einem Zipfel erfaßt hielt, an seine Nase zu führen.

Der Wirth sah uns alle Drei etwas verdutzt an; aber als Mann von Welt, der das Leben gut kennt und Alles von einem ernsten Standpunkt betrachtet, beeilte er sich, die Gelegenheit, seinen Gast ganz allein sprechen zu können, auszunutzen.

„Das ist er,“ sagte er, auf den Rothhaarigen zeigend, „das ist der Knabe, für welchen ich die Ehre gehabt habe zu bitten . . .“

„Was?“ bemerkte Julian Mastakowitsch, noch nicht ganz zu sich kommend.

„Das ist der Sohn der Gouvernante meiner Kinder,“ setzte der Hausherr in bittendem Tone fort, „sie ist eine arme Frau, die Wittve eines redlichen Beamten, und deshalb . . . Julian Mastakowitsch, wenn es nur irgend möglich ist . . .“

„Ach nein, nein,“ unterbrach ihn Julian Mastakowitsch, „nein, entschuldigen Sie, Philipp Merewitsch, es ist ganz unmöglich. Ich habe mich erkundigt, es giebt keine Vakanz, und wenn es sogar eine gäbe, so sind darauf schon zehn Reflektanten, die viel mehr Recht darauf haben, als dieser hier . . . Leider, leider . . .“

„Schade,“ sagte der Hausherr, „so ein stiller, bescheidener Knabe!“

„Ein großer Schlingel, wie ich merke,“ antwortete Julian Mastakowitsch, mit seinem Munde eine hysterische Grimasse schneidend. „Geh, Knabe, geh fort, was stehst Du da? Geh doch zu Deinen Kameraden,“ sagte er, sich zu dem Kinde wendend.

Er konnte sich nicht enthalten, mich mit einem Auge anzublinzeln, und ich konnte mich auch nicht länger beherrschen und mußte ihm geradezu ins Gesicht lachen. Julian Mastakowitsch wendete sich gleich von mir ab und fragte so laut, daß ich es deutlich hören mußte: „Wer ist dieser sonderbare junge Mann?“ Dann flüsterten sie mit einander und verließen das Zimmer. Ich hatte bemerkt, wie Julian Mastakowitsch, als er seinem Gesellschafter zuhörte, ungläubig mit dem Kopfe schüttelte.

Nachdem ich mich nach Herzenslust ausgelacht hatte, kehrte ich in den Salon zurück. Dort stand der achtungswürdige Mann, von Familienvätern und Müttern umringt, und sprach sehr feurig über Etwas mit einer Dame, der man ihn soeben zugeführt hatte. Die Dame hielt das Mädchen an der Hand, mit welchem Julian Mastakowitsch vor zehn Minuten die Szene in dem Nebensalon gehabt hatte. Jetzt drückte er sein Entzücken über die Schönheit, die Talente, die Grazie und die Wohlerzogenheit des lieben Kindes aus. Es war zu merken, daß er sich bei der Mutter einzuschmeicheln suchte. Die Mutter hörte ihm mit Thränen des Entzückens zu. Auf dem Munde des Vaters spielte ein Lächeln. Sogar alle Gäste fühlten mit, und die Spiele der Kinder wurden unterbrochen, damit das Gespräch nicht gestört würde. Die ganze Lust schien ihnen zu huldigen. Ich hörte später, wie die Mutter des Kindes, die bis in die Tiefen ihres Herzens gerührt war, in außerlesenen Ausdrücken Julian Mastakowitsch bat, ihr die besondere Ehre zu erzeigen und ihrem Hause seine kostbare Bekanntschaft zu schenken; ich hörte, wie Julian Mastakowitsch mit aufrichtigem Entzücken ihre Einladung annahm, und als sich nachher die Gäste nach verschiedenen Seiten, wie es sich schickt, zerstreuten, wie sie sich in größten Komplimenten über den Pächter, die Pächterin, das Mädchen und besonders Julian Mastakowitsch ergingen.

„Ist dieser Herr verheirathet?“ fragte ich fast laut einen Bekannten, der Julian Mastakowitsch am nächsten stand.

Julian Mastakowitsch schenkte mir einen forschenden und zornigen Blick.

„Nein,“ antwortete mir mein Bekannter, innig gekränkt über meine Taktlosigkeit, die ich aber ganz absichtlich begangen hatte.

\* \* \*

Neulich ging ich an der N.-Kirche vorüber; eine große Menschenmenge und eine außerordentliche Auf- fahrt von Equipagen überraschte mich. Man sprach von einer Hochzeit. Es war ein trüber Tag, es begann zu frieren. Ich folgte der Menge in die Kirche und erblickte den Bräutigam; es war ein kleiner, runder, wohlgenährter Mensch mit einem Embonpoint und sehr viel Schmutz. Er lief umher, war sehr beschäftigt und ertheilte unaußhörlich Befehle. Endlich hörte ich sagen, daß die Braut soeben angekommen sei. Ich drängte mich durch die Menge und erblickte eine wunderbare Schönheit im ersten Frühlinge des Lebens. Aber die Schöne war blaß und traurig. Sie blickte wie geistesabwesend um sich, und es schien mir sogar, als ob ihre Augen

noch von unlängst vergossenen Thränen roth waren. Ihre klassischen Gesichtszüge gaben ihrer Schönheit einen würdigen und feierlichen Ausdruck; aber durch diese Würde und Strenge, durch diese Traurigkeit schante noch eine kindliche, unschuldige Seele hervor. Es war etwas so Unberührtes, Unentwickeltes, Junges, was ohne Worte um Erbarmen zu sehen schien.

Ich hörte sagen, sie sei erst sechzehn Jahre alt. Ich sah den Bräutigam aufmerksam an und erkannte in ihm plötzlich Julian Mastakowitsch, den ich genau fünf Jahre nicht gesehen hatte. Ich blickte genauer auf die Braut hin . . . mein Gott! Ich drängte mich schnell aus der Kirche.

In der Menge sprach man davon, daß die Braut sehr reich sei, daß sie fünfhunderttausend Rubel Mitgift habe . . . und für so und so viel Aussteuer. . .

„Ja, die Rechnung war richtig gewesen,“ dachte ich, mich auf die Straße hinausdrängend.

## Streifzüge durch das Reich der bildenden Kunst.

Von Scotus.

### II.

#### Holbein der Jüngere.

(Gedenkblatt zur vierhundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages.)

Mit dem Beginn der Neuzeit und ihrer großen Umgestaltung alles geistigen Lebens erhielt auch die deutsche Kunst jenen bedeutenden Aufschwung, welcher ihr eine gleichwertige Stellung im gesammten Kunstleben jener Zeit sicherte. Schön und unsicher aus den engen Fesseln heraus tretend, in denen sie als Sklavin des romanischen Geistes durch Jahrhunderte geschritten war, entfaltete sie sich in jenem Sturm der Renaissance plötzlich zur vollen Eigenart und selbstschöpferischen Kraft. Und allen Künsten voran ging die deutsche Malerei jene neuen Wege, die sie für immer von dem Banne des romanischen Geistes trennten. — Zwei Männer sind es, in deren Werken sich die Neugestaltung der Kunst in der Renaissancezeit voll und ganz wieder spiegelt: Albrecht Dürer und Holbein der Jüngere. Aber während Jener noch mit einem Fuße im Reich der Gotik stand und noch langsam den farbenprächtigen Vorhang der neuen Kunst über jene alte Kunstwelt herabzog, stand Dieser schon inmitten der neuen Welt und keine Erinnerung verknüpfte ihn mehr mit der mittelalterlichen Kunst. In Dürer und Holbein haben wir die größten Meister der deutschen Renaissance vor uns. Freilich übertraf Dürer den jüngeren Zeitgenossen an Größe der Auffassung, an Tiefe und Kraft der Gedanken, an Reichthum der Phantasie und an Vielseitigkeit. Aber Holbein besaß, was Dürer sich nie erwerben konnte: Innigkeit des Gemüthes, ähner Annuth und Farben- und Formengewandtheit. Und diese Eigenschaften machen ihn zu einem der größten Künstler aller Zeiten. Während Dürer die neue Natur, die er sah, und das Leben in die Ewigkeit seiner Gedanken hinstieg, während er die neue Wirklichkeit (Realität) nicht bloß in den äußeren Formen, sondern vielmehr im tiefsten Wesen aller Dinge aufsuchte, verkörperte Holbein seine neue Wirklichkeit, die er schaute, im engsten Rahmen der Menschlichkeit und brachte das Wesen der Welt durch seine Seele der Seele aller Menschen näher. Es wäre eine interessante Aufgabe des Kunstkritikers, eine vollständige Parallele zwischen dem innersten Wesen dieser beiden Künstler und ihrer Werke zu ziehen, allein dazu mangelt es hier an dem Raum. Da ich demnachst an dieser Stelle den Lesern der „Neuen Welt“ einen kurzen Bericht über Dürers Schaffen bringen werde, will ich mich heute auf das Leben und die Entwicklung Holbeins beschränken, dessen Antiken wir Alle heute nach vierhundert Jahren ehren.

Im Jahre 1497 wurde Holbein zu Augsburg geboren, wo er durch seinen Vater den ersten künstlerischen Unterricht genoss. Da schon sein Vater ganz auf dem Boden der Renaissance stand, hatte Holbein das seltene Glück eines Künstlers, an dem Wendepunkt einer Kunstperiode nicht mehr die letzten Ketten des Alten, Untergehenden mit sich schleppen zu müssen.

Die ersten Spuren von Holbeins Thätigkeit finden wir um das Jahr 1514 zu Basel, wohin er bald mit seinem Vater übergesiedelt sein mochte. Seine erste bedeutende Arbeit entstand im Jahre 1515: es sind zweiundachtzig Federzeichnungen zu Erasmus von Rotterdam „Lob der Narrenheit“. In zehn Tagen führte Holbein diese zierlichen, geistvoll-witzigen Bildchen aus, welche schon den Stempel seines tiefen Lebenshumors und seiner gesunden, freudigen Weltanschauung tragen. Schon ein Jahr später malte der Künstler seine ersten Bildnisse, Porträts, in denen er seine Meisterschaft auf diesem Gebiete kund that. Im Jahre 1517 begab sich Holbein nach Luzern, wo er das Haus des Schultheisen Hertenslein von innen und außen mit Wandmalereien zierte: seine erste monumentale Arbeit. Zwei Jahre später kehrte er nach Basel zurück, wurde nun in die Malerkunst aufgenommen und entwickelte in den nächsten sieben Jahren die reichste und mannigfaltigste Thätigkeit: Fassadengemälde, dekorative Arbeiten, Handzeichnungen, Entwürfe, Porträts und Tischzeichnungen, die als Entwürfe zu Glasfenstern dienten. In allen diesen Gebieten war er in gleicher Weise Meister. Wenn auch, besonders in den Entwürfen zur Glasmalerei, unter denen sich zehn Darstellungen der Leidensgeschichte Christi befinden, seine Phantasie ihn stets im gleichen Rahmen der Stoffe hielt, so wußte er diesen Mangel doch durch tiefe Kraft, edle und plastische Darstellung und Reichthum neuer Formen und Verzierungen auszugleichen. Auch in Del malte er die Passionsgeschichte zweimal, und die zweite Passion galt lange als sein größtes und vollendetes Werk. Viel werthvoller aber als diese Arbeiten ist sein todtter Christus im Sarge, welches Gemälde in der Amerbachschen Sammlung zu Basel angeführt ist als „Totenbild mit dem Titel Jesus Nazarenus“. Dieses Gemälde Holbeins, das einen langausgestreckten Leichnam zeigt, ist eines der größten und herrlichsten Meisterwerke realistischer Darstellungskunst. Thatsächlich soll das Modell zu diesem Christus ein todtter Baseler Jude gewesen sein, den man aus dem Wasser gezogen hatte. Aber wie wunderbar verstand es Holbein, die grauenhafte Natürlichkeit des Todes mit seinen Verwesungsspiuren zu Kunst und Schönheit zu verarbeiten. An diesem Gemälde sowie an der Madonna des Bürgermeisters Meyer, von welcher eine gute Reproduktion die heutige Nummer schmückt, können wir am besten in das Wesen Holbeinscher Darstellung und Auffassung eindringen.

Holbeins Realismus ist nicht das Werk eines langen Suchens und Studiums, ist überhaupt kein beabsichtigter Realismus, der sich seine Stoffe auswählt. Nein, es ist das ungewollte Finden der äusersten Natürlichkeit: ein im Wasser zerlegter Leichnam, die Madonna mit dem Kinde und, um noch von einem dritten Gemälde zu sprechen, Holbeins Gattin mit seinen zwei Kindern, — das sind die Stoffe, die er braucht, um zur innigsten Natürlichkeit zu gelangen. Und so verschiedenartig die Stoffe, so verschiedenartig die Manier der Darstellung. So malte Holbein seine Frau: ein alterndes, verblühtes Weib mit müden, seltsam ausdrucksvollen Augen, und zwei Kinder, ein älterer Knabe, ein kleines Mädchen, beide nicht schön und nicht einmal anziehend, — und doch! wer dieses Gemälde betrachtet, in dessen Herz zieht es wie ein wunderbarer Friede von Familienglück ein und er bewundert die Meisterhand, die aus dem groben, gewöhnlichen Vorwurf des Alltages ein so unsäglich schönes Bild zu schaffen wußte. Und daher, daß Holbein seine Stoffe nie suchte, daß er ungewollt in Allem, und sei es das Unschönste, die Schönheit sah, kommt es, daß wir diese und ähnliche seiner Bilder so selbstverständlich finden, daß wir lange schauen müssen, ehe wir überhaupt die Kunst daran sehen, erst begreifen lernen müssen, daß das Natürliche selbst darin, diese Wiedergabe des Natürlichen die Kunst sei und eine tiefe, innigere Kunst, als diejenige, welche ihre Kraft an großen titanischen Stoffen zeigt. Einen gewaltigen Vorwurf gewaltig ausführen ist schwer. Aber zehnmal

schwerer ist es, aus dem Kleinen und Nichtsagenden das Große und Ewige herauszugestalten. Aber das Schwerste vielleicht ist es, das Größte und Unendlichste dem Menschen nahe zu bringen, das tiefste Wesen so in die engste Wirklichkeit hineinzubringen, daß man über der Nähe und Wirklichkeit das tiefe Wesen vergessen kann. Daß Holbein auch diese schwerste Arbeit zu vollbringen vermochte, daß er dem ungeheuren Probleme, das Ewige menschlich zu machen, gewachsen war, dafür ist seine Madonna des Bürgermeisters Meyer der trefflichste Beweis.

Zu allen Zeiten christlicher Kunst war es einer der dankbarsten Vorwürfe der Maler, die Madonna mit dem Kinde darzustellen. Bald geschah dies vom rein religiösen, bald — man möchte sagen — vom philosophischen Standpunkte aus, in dem der Künstler entweder das Bildniß der Madonna als Gegenstand christlicher Verehrung und Anbetung oder aber als das Typus der ewigen Weiblichkeit aufnahm. Und so haben wir die verschiedensten Madonnenbilder und trotz der Gleichheit des Gegenstandes war der Geist, der darüber schwebte, stets ein anderer. Betrachten wir heute vier Madonnenbilder, die man als die bekanntesten annehmen mag: 1. Martin Schongauers Madonna im Rosenhag, von welcher sich in der ersten Nummer dieses Jahrganges eine Reproduktion sammt einer vorzüglichen begleitenden Erklärung befand. 2. Raffaels berühmte „Sirtinische Madonna“. 3. Die Madonna des Spaniers Murillo und 4. Die Holbeinsche Madonna.

Martin Schongauers Madonna ist noch die primitivste Art der Darstellung. Trotz des veränderten Hintergrundes bleibt die Madonna hier noch das alte Heiligenbild, dessen einziger Zweck ist, der Anbetung der Menschen zu dienen und ein Schmuck der Kirche zu sein. Die Natürlichkeit der Umgehung bringt uns das Heiligenbild um keinen Schritt näher, sie verhindert aber auch, daß wir es in den weitesten Fernen der Ewigkeit sehen können. Nichts ewig Fernes, nichts menschlich Nahes ist diese Madonna, sondern eben ein Heiligenbild und nur insofern ein Kunstwerk, als zu jener Zeit Kunst, das heißt neue Kunst dazu gehörte, von der alten Heiligen Darstellung auch nur in den äußeren Formen abzuweichen.

Raffaels Sirtinische Madonna ist die Wiedergabe höchster Schönheit und höchster Weiblichkeit durch die Mittel religiöser und künstlerischer Verklärung. Weit brauchen im blauen Raume, mit den Füßen die Erdbugel berührend, schwebt das unachahmlich schöne Weib mit dem wunderlieblichen Kinde im Arm. Anbetend knien zu beiden Seiten ein Papst und eine Heilige. Unten aber über den Rand lugen zwei Engel, halb sinnend, halb neugierig, in diese Welt herein. Und sie sind das Einzige, das als Bindeglied zwischen dem Beschauer und jenem Bilde dient: hier das ruhlose, irrende Menschenthum, dort die ewige Ruhe und Schönheit. Das ist der tiefe Gedanke des Bildes, dem der Künstler in vollstem Maße gerecht wurde. Und nur der religiöse Stoff ermöglicht es, in diesem Kunstwerk ein religiöses Kunstwerk zu sehen, das es an sich garnicht ist.

Noch mehr tritt das religiöse Moment in den Hintergrund bei der Madonna Murillos. Wir sehen keine Madonna mit dem Kinde, sondern ein Weib, — wir sehen keine Päpste und Heiligen mehr, nur einige kleine Engel, welche die Wolke und Mondichel tragen, auf der die Madonna in den Himmel hineinschwebt. Und diese Madonna ist kein ruhiges, schönes, unnahbares Weib, sondern es ist Leben, Verzückung und Seligkeit, es ist das Menschliche ins Ewige getragen, ein Bild des Lichtes und der jubelnden Freude. Es ist kein Gegenstand der Frömmigkeit mehr und zum wenigsten der Anbetung. Es ist ein Kunstwerk, das nur mehr den Namen mit der religiösen Kunst gemeinsam hat.

Und nun treten wir zur Madonna Holbeins. Was wir hier sehen, hat keine Ähnlichkeit mit den vorher besprochenen Madonnenbildern. Was wir hier sehen, hat auch keine geistige Gemeinschaft mit jenen. Es ist die ewige Weiblichkeit und tiefste Annuth ins Menschliche zurückversetzt, nicht aus

dem Menschlichen hinausgetragen. Wir sehen eine Madonna mit dem Kinde, mitten im Kreise der Menschen stehend, von ihnen verehrt, nicht wie man das Göttliche verehrt, weil es göttlich ist, sondern das Verehrungswürdige an sich, weil es verehrungswürdig ist. Zur linken Seite dieser Madonna und sie berührend kniet der Bürgermeister Meyer, der Stifter des Bildes, und sieht mit gläubiger Einfalt zu der lieblichen Mutter empor. Vor ihm seine beiden Söhne, die sich aber garnicht um die Madonna kümmern. Der ältere Knabe hält den kleinen, lächelnden Bruder fest, damit er doch nicht die Andacht störe. Zur rechten Seite knien die zwei Frauen des Bürgermeisters mit ernstern, andächtigen Mienen, und die halb-erwachsene Tochter, die andächtiglos und heinade stumpfsinnig dem Spiel des kleinen Knaben zusieht. Dieser verschiedenartigste Ausdruck in den Mienen und Haltungen, diese einfache Ungezwungenheit der Personen, in welcher sich doch jede Regung ihrer Seele ausdrückt, giebt dem Gemälde einen unbeschreiblich intimen und gemüthlichen Charakter und streift aber auch das letzte Fremdartige ab, das zwischen dem Beschauer und der Person der Maria sonst zu sein pflegt. Und der Beschauer er mag andächtig werden, nicht weil das Bild Marias ihn zur Andacht reizt, sondern weil die anderen Personen auf dem Bilde Menschen wie er sind, Menschen in ihrer schlichsten Lebenswahrheit, die selbst gleichsam als andächtige Beschauer neben ihm knien. Aber je länger der Beschauer dieses Gemälde betrachtet, desto traulicher und bekannter erscheint es ihm und er vermag es nicht zu bewundern, weil das Einfache und Selbstverständliche daran jede Bewunderung verbietet, sondern er kann nur seine stille Freude darüber empfinden, daß das Große hier so menschlich gering geworden ist und daß ein Jeder mitten in diesem Geringen stehen kann, selbst menschlich wie diese Menschen und doch auch selbst ewig wie sie.

Und so wie Holbeins Madonna, bei welcher ich deshalb so lange verweilte, ist seine ganze Kunst: Natur in allem Wesen und allen Formen, weil er, der schauende Künstler, keine größere Kunst zu sehen vermochte, als gerade die Natur.

Gleiche Meisterschaft wie in den bisher besprochenen Gebieten entwickelte Holbein in der Zeichnung für den Holzschnitt. Er illustrierte die Geheime Offenbarung in 21, das Alte Testament in 91 Bildern. Sein berühmtestes Holzschnittwerk aber ist der „Todtentanz“. Seine ganze Fülle von Eigenart, Satire, Ernst, Phantasie und Gedankentiefe offenbart sich in diesen mehr als 40 Blättern, in denen er den Tod als den ständigen Begleiter der Menschheit darstellt, bald als tausenden Narren, der die Königin

in Mitte ihres Hofstaates ergreift, bald als Wegelagerer, der den Kaufmann auf der Landstraße ergreift, als Mundschenk, wie er dem Fürsten den Becher reicht, als eifriger Knecht, der das Gespann des Bauern treibt, und als Metzger neben dem Prediger in der Kirche.

Die letzten Jahre seines Lebens beschäftigte sich Holbein aber fast ausschließlich mit der Porträtmalerei und gelangte darin zu solcher Berühmtheit, daß ihn der prunk- und kunstliebende König Heinrich VIII. von England an seinen Hof zog. In dessen Diensten

werden. 1539 kehrte er dorthin zurück und sah die Seinigen nicht mehr. Mitten in der reichsten Thätigkeit raffte ihn im Jahre 1543 die Pest weg, welche damals in London wüthete. In Holbein besitzt Deutschland nicht nur einen der größten Künstler der Neuzeit, sondern auch den weitaus lebenswürdigsten.

#### → Gedankensplitter. ←

Wer in sich selbst so viel zu finden glaubt, daß er alle Uebrigen misse können, irrt sehr; wer aber glaubt, daß man ihn misse können, irrt noch mehr.

Es giebt kaum einen Menschen, der im Stande wäre, alles Unheil, das er anstiftet, zu kennen.  
de la Rochefoucauld.

#### Ein „Gebildeter.“

Von Gustave Téry.

Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(Schluß.)

#### VII.

Er war einer jener kleinen Hungerkrieger, jener verschüchterten Kinder, denen das Vaterland in vier Tempeln das Massakren beibringt und die man ziellos durch die düsteren Straßen irren sieht, wie sie in ihrer rothen Hose fast versinken und nicht wissen, was sie mit ihrem Körper anfangen sollen.

Im Regiment war Joseph denselben Verfolgungen ausgesetzt, wie im Gymnasium. Da er nur Griechisch und Lateinisch verstand und kein Geld hatte, so galt er sehr bald für einen Dummkopf. Ein Adjutant nahm die Stelle des Herrn Potreau ein.

Stets auf der Flucht strich Joseph gesenkten Hauptes an den Mauern entlang und warf scheue Seitenblicke umher, wie ein gehegtes Thier, das eine letzte Zuflucht sucht, um zu sterben. In dem weißen Uniformrock sah er mit seinen langen, dünnen, ungeschickten Gliedern wie ein kläglicher Pierrot aus. Die Kompanie hatte ihm den Beinamen „die Spinne“ gegeben. Man nannte ihn auch den „Nachtvogel“, die „Gule“, weil er in den Freistunden dunkle Winkel aufsuchte.

Und doch hatte Joseph einen Freund; das war ein kleines Exemplar des Horaz, ein Preis aus dem Gymnasium Henri IV., das er in den Pausen zwischen zwei Exerzierübungen durchlas.

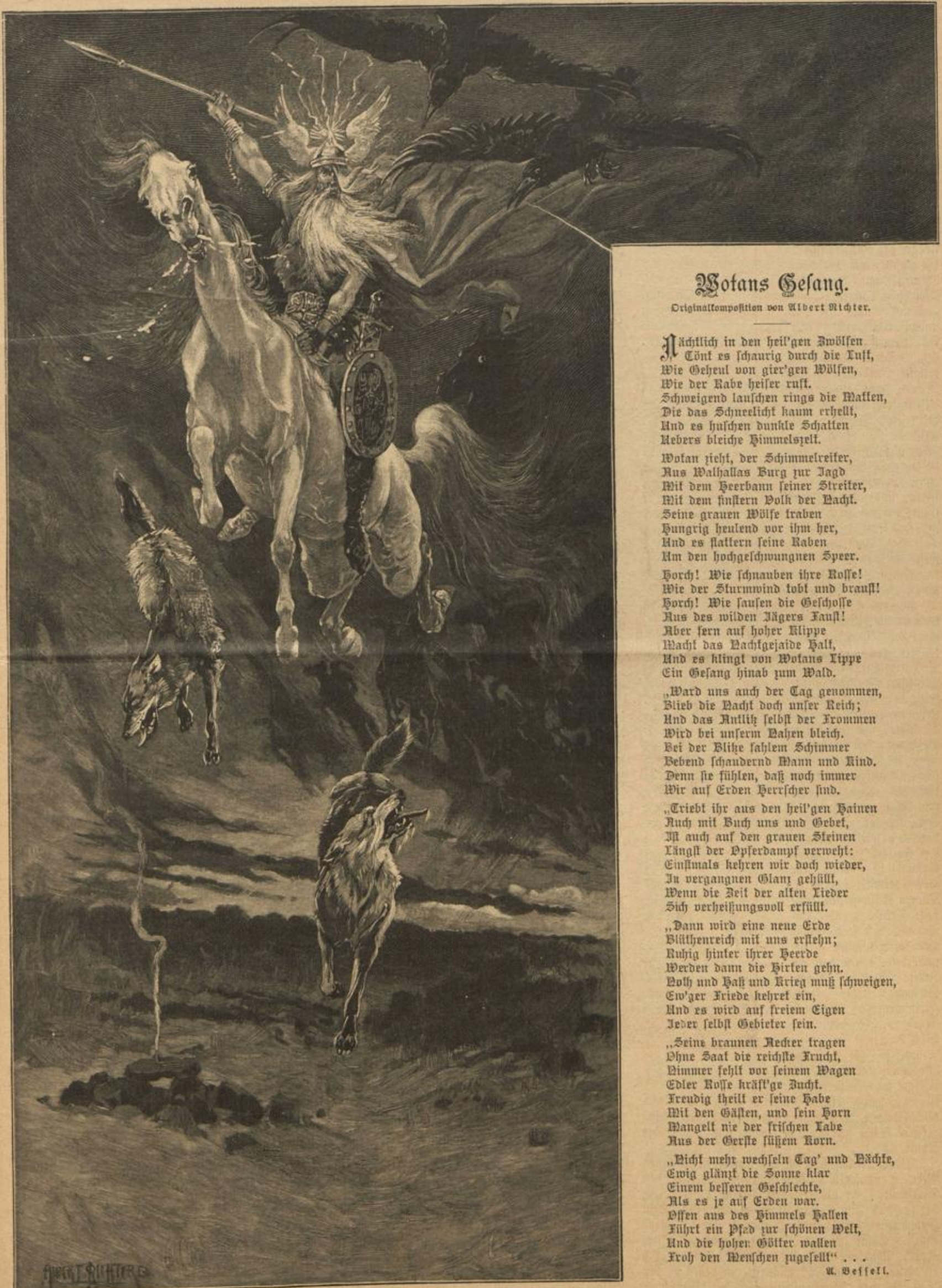
„Deine grausamen Spiele haben nicht lange gedauert, grausamer Gott des Krieges, der du nur den Schlachtruf und die leuchtenden Helme liebst!“

Im Sommer, nach der Abendsuppe, ging er, wenn das Wetter schön war, auf's Land hinaus. Er hielt sich an den Stellen auf, wo die Fichten und weißen Pappeln ihre gastlichen Schatten vereinigen, wo eine eilige Welle gegen die Krümmungen des Ufers kämpft. Er legte das Bajonnett auf das Gras, denn der Mann, dessen Herz rein und dessen Hand unschuldig ist, bedarf nicht des Vogens, noch des



Die Holbein'sche Madonna.

fand Holbein einen Quell der reichlichsten Thätigkeit. Er malte die Bilder der Jane Seymour, die dänische Königstochter Christine, die Prinzessin Anna von Cleve, den König selbst, die Herzogin von Suffolk, den Humbert Morret, Goldschmied des Königs, und viele englische Frauen und Männer. Zweimal noch kehrte Holbein nach seiner Heimath zurück und das zweite Mal bemühte sich der Rath der Stadt Basel, den gefeierten Meister unter glänzenden Bedingungen in seiner Mitte zu halten. Auch Holbeins Frau erhielt ein bedeutendes Jahresgehalt. Vielleicht hatte der Meister auch die Absicht, sich bleibend in Basel wieder niederzulassen. Allein vorerst wollte er sich in England ein ausreichendes Vermögen er-



## Wotans Gesang.

Originalkomposition von Albert Richter.

Nächtlich in den heil'gen Zwölfsen  
Lönt es schaurig durch die Luft,  
Wie Geheul von gier'gen Wölfen,  
Wie der Rabe heifer ruff.  
Schweigend lauschen rings die Massen,  
Die das Schneelicht kaum erhellt,  
Und es huschen dunkle Schatten  
Kebers bleiche Himmelszelt.

Wotan zieht, der Schimmelreiter,  
Aus Walhallas Burg zur Jagd  
Mit dem Heerbann seiner Streiter,  
Mit dem finstern Volk der Nacht.  
Seine grauen Wölfe traben  
Hungrig heulend vor ihm her,  
Und es flattern seine Raben  
Um den hochgeschwungenen Speer.

Horch! Wie schnauben ihre Rasse!  
Wie der Sturmwind lobt und braust!  
Horch! Wie sausen die Geschosse  
Aus des wilden Jägers Faust!  
Aber fern auf hoher Klippe  
Wacht das Nachtgejaide Halk,  
Und es klingt von Wotans Lippe  
Ein Gesang hinab zum Wald.

„Ward uns auch der Tag genommen,  
Blieb die Nacht doch unser Reich;  
Und das Antlitz selbst der Frommen  
Wird bei unserm Bahen bleich.  
Bei der Blihe sahlem Schimmer  
Bebend schauernd Mann und Kind.  
Denn sie fühlen, daß noch immer  
Wir auf Erden Herrscher sind.

„Triebt ihr aus den heil'gen Hainen  
Auch mit Buch uns und Gebet,  
N auch auf den grauen Steinen  
Längst der Pferdampf verweht:  
Einstmals kehren wir doch wieder,  
In vergangnen Glanz gefüllt,  
Wenn die Zeit der alten Tieder  
Sich verheißungsvoll erfüllt.

„Dann wird eine neue Erde  
Blüthenreich mit uns erstehn;  
Ruhig hinter ihrer Herde  
Werden dann die Hirten gehn.  
Hoh und Haß und Krieg muß schweigen,  
Ew'ger Friede kehret ein,  
Und es wird auf freiem Eigen  
Jeder selbst Gebieter sein.

„Seine braunen Acker fragen  
Ohne Saat die reichste Frucht,  
Nimmer fehlt vor seinem Wagen  
Edler Rosse kräft'ge Ducht.  
Freudig theilt er seine Habe  
Mit den Gällen, und sein Horn  
Mangelt nie der frischen Labe  
Aus der Gerste süßem Korn.

„Nicht mehr wechseln Tag' und Nächte,  
Ewig glänzt die Sonne klar  
Einem besseren Geschlechte,  
Als es je auf Erden war.  
Offen aus des Himmels Hallen  
Führt ein Pfad zur schönen Welt,  
Und die hohen Götter wallen  
Froh den Menschen zugefellt“ . . .

a. Weiffelt.

Nöckers mit den vergifteten Pfeilen, und müßte er auch den brennenden Sand der Syrten durchschreiten." Dann öffnete Joseph sein Buch, und seine Seele flog gen Libur.

## VIII.

Die Tage verfloßen langsam und einförmig. Joseph besaß keinen militärischen Ehrgeiz. Wie Placcus liebte auch er nicht „die Schlacht elber, das wirre Geräusch der Trompeten und die entsetzlichen Kämpfe der Mütter." Er litt, ohne zu klagen, und erwartete die Stunde der Freilassung, ohne sich zu fragen, was dann kommen würde. „Beunruhige dich nicht um den morgigen Tag," singt Horaz, „genieße die gegenwärtige Stunde." Joseph bemühte sich, sie zu genießen. „Suche nicht zu erfahren, welches Ende die Götter dir bestimmen."

Vielleicht konnte er später ruhig und friedlich allein, ganz allein, mit seinem theuren Dichter leben. Und Joseph sah sich schon in irgend einer großen Bibliothek sitzen, wo er, einer grauen Arbeitsbiene ähnlich, grübelnd über einem alten Folianten saß.

## IX.

Ein Sonnenstrahl verklärte sein Leben; er bekam eine Brustfellentzündung. Das brachte ihm sechs köstliche Wochen im Hospital ein; sie erinnerten ihn an die Tage der Ruhe, die seinem Unfall im Zirkus gefolgt waren. Oh! warum war er nicht häufiger krank?

Als er aufstehen konnte, bot ihm der Major einen Erholungsurlaub an. Joseph fragte sich nicht, wo er diesen Urlaub zubringen sollte; er sah nur Eins: er würde auf einen Monat von seinen Kameraden, den Adjutanten, den Centurionen befreit sein. So verließ er denn eines Morgens das Hospital mit leichtem Kopf und schwachen Beinen; einen Franc fünfzig Centimes, seinen Urlaubspass und seinen Horaz in der Tasche.

Eine Woche lebte er von Wasser und trockenem Brot. Eines Abends, als er vor Hunger fast starb, verkaufte er für drei Francs seine Ordonnanzhose und hielt ein Gelage: er aß eine Wurst und ein Hörnchen. Am nächsten Tage wurde er verhaftet. Der Kriegsrath zeigte sich sehr milde. Joseph wurde nicht nach Afrika verschickt. Er wurde auch nicht kassirt. Man verurtheilte ihn nur zu sechs Monaten Zelle.

Bevor man ihn einschloß, konfiszierte ihm der Korporal, der weder Tabak noch Pfeife bei ihm fand, seinen Horaz. Obwohl er ihn auswendig wußte, betrübte ihn das doch; er hatte sich so eng an das kleine Exemplar angeschlossen, das er immer bei sich trug. Es erinnerte ihn an die schönen Abende in der Anstalt, an das ruhige Studierzimmer, an das leise Pfeifen des Gases, an das regelmäßige Athmen des Herrn Boteau und das leichte Flügelrauschen der umgeblätterten Wörterbücher. Sein Horaz beschwor seinen Traum herauf, den Kirchhof von Büchern, auf dem er sterben wollte, die Bibliothek, deren alte Bände so schön rochen, als wenn sie den Duft verweilter Seelen ausströmten.

Sechs Monate später verließ er das Gefängniß nicht. Er vertauschte es nur und kehrte zur Compagnie zurück. Und wieder begann sein altes Leben. „Gransamkeit des Daseins!" murmelte Placcus; „doch mit Geduld läßt sich das ertragen, was sich nicht ändern läßt."

## X.

Endlich wurde er vom Militär entlassen. „Streich' einen so schönen Tag weiß an," singt Placcus, „und schone nicht den Falerner." „Nunc pectus libero pulsando tellus!"

Als der Käfig geöffnet wurde, entfloß der Vogel, wohin ihn gerade der Wind trieb. Wie sollte er leben? Das wußte er nicht; doch da er bis dahin gelebt hatte, so würde er wohl auch jetzt nicht sterben. „Beunruhige dich nicht," wiederholte der Dichter; „schöpfe deinen alten Wein aus der sabinischen Amphore. Alles Uebrige überlaß den Göttern. Pflücke die Blume des Tages."

Er pflückte sie. Es war Frühling. Die Landschaft leuchtete in neuem Glanze. Der Frost färbte die Wiesen nicht weiß; der Weinstock vermählte sich mit der Ulme, und unter den heiligen Eichen summten die Bienen.

Joseph hatte kein Geld. Wozu auch? Mit dem Gelde wachsen unsere Sorgen, unsere unersättlichen Wünsche. Er begehrte nicht nach den Schätzen Arabiens, sondern wußte sich mit Wenigem zu begnügen. Von so Wenigem, daß der Armste eines Tages bettelnd die Hand ausstrecken mußte. Er that es harmlos, ohne Scham. Ein Polizist sah es und nahm ihn mit. Der Artikel 174 ist unerbittlich; Joseph wurde zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt. Diesmal fühlte er sich hinter Schloß und Riegel nicht unglücklich; man hatte ihm seinen Horaz gelassen.

Als man ihm die Freiheit wiedergab, bummelte er durch die Straßen. Die Luft war milde. Riesenhafte Platanen bildeten über seinem Haupte Dächer von Blättern; es war gleichsam eine grüne Kathedrale, in der die Vögel den Gott lobten und priesen, der ihren Kleinen die Nahrung giebt. Joseph streckte sich auf einer Bank aus. So stahl auch Placcus, der einen Kelch alten Weines nie verschmähte, gern dem Tag einige Stunden, wenn er dichtend unter einem grünen Baume lag.

Doch auf Grund des § 274 arreirte ihn ein Polizist, nachdem er ihn Morphens Armen entrisen hatte. Und das Gericht verurtheilte ihn von Neuem zu sechs Monaten Gefängniß wegen Landstreicherei; außerdem sollte dieser „gefährliche Gefelle" zehn Jahre von der „hohen Polizei" überwacht werden. Doch Joseph dachte: Ich bin doch weder ein Tiger Mauritanien's, noch ein Löwe Setulas.

## XI.

Da die Einwohner der Städte ihn fortschleuchten, so ging er aufs Land. Er hatte Hunger. Man sagte ihm: „Arbeite." Er wollte es gern. Er war ja nicht faul. In der allgemeinen Prüfung hatte er sogar drei Preise bekommen. Er hörte jetzt noch die glückliche Prophezeiung des Großmeisters der Universität: „Ihr, die Triumphatoren des Gymnasiums, Ihr werdet die Sieger des Lebens sein. Die Welt gehört Euch, denn Ihr seid der Gedanke..." Ja, die Welt sollte ihm gehören; er wollte arbeiten, er wollte siegen. Er wollte lateinischen Unterricht geben, der ihm gestatten würde, seinen Horaz in Ruhe und Frieden zu übersetzen. Und Joseph trat in die Pachthöfe ein und bot den friedlichen Landleuten seine Dienste an.

„Virgil wird Euch die Kunst lehren, die die Ernte reichlich macht," sagte er. „Er wird Euch sagen, unter welchem Gestirn man die Erde beackern und wie man die Heerden behandeln muß. Wenn Ihr zum Beispiel Eure Ziegen viel Milch entnehmen wollt, so schmücket Eure Ställe mit Lotusblumen und Gräsern und brennet wohlriechendes Cedernholz ab..."

Die Bauern brachen in lautes Gelächter aus. „Wollt Ihr Bienen züchten," fuhr Joseph fort, „so wählet vier prächtige Stiere und ebenso viele Kälber, die ihr Haupt noch nicht unter das Joch gebeugt haben. Und wie Aristens, der Sohn der Cyrene, opfert sie den Manen des Orpheus. Wenn die nemte Morgenröthe sich erhebt, werdet Ihr in den Eingeweiden die Bienen summen hören."

„Was!" riefen die Bauern, „tausend Thaler verlieren, um Bienen zu haben?"

„Das ist ein einfältiger Gefelle," sagten die Frauen.

Sie gaben Joseph ein wenig Suppe, dann legte er sich bei den Kälbern und den prächtigen Stieren schlafen...

## XII.

Indessen hielt die Polizei ein scharfes Auge auf den „Verbrecher". So wurde er zwölf Mal wegen Landstreicherei und fünfundzwanzig Mal wegen Bettellei verurtheilt. Eines Tages führte man ihn vor einen Untersuchungsrichter, der sich gerade hinter dem Ohre kratzte und dabei etwas auf ein Stück Papier kriegelte. „Warten Sie," sagte er zu Joseph in eisigem Tone.

Und während der Landstreicher zitternd mitten im Zimmer stehen blieb, vertiefte er sich wieder in seine Arbeit. Bald wurde er von heftiger Erregung ergriffen und sprach mit lauter Stimme Das, was er schrieb, vor sich hin:

Was willst Du, theures Schiff? Willst Du aufs Neue Den Wellen trotzen und dem Sturmgebraus? Schon einmal warst Du, ach! dem Schiffsbruch nahe, Und dennoch willst den Hafen Du verlassen? Des Mast's herab, willst Du die Boge theilen? Sieh Deinen armen abgeflagelten Kiel...

Er war so vertieft, daß er nicht einmal bemerkte, daß Joseph ein Buch aufgeschlagen, das auf dem Tische lag, und gierig darin blätterte.

„O," murmelte der Vagabund rüchlich empört. „Was denn?" fragte der Richter, das Haupt erhebend.

„Wollen Sie es glauben, daß Vaster die Echtheit dieser Strophe bestreitet?" rief Joseph. „Was bleibt uns denn vom Horaz, wenn man alle seine Verse streicht, unter dem Vorwande, sie wären falsch? Wie ein Humanist sehr geistreich sagt, haben sie Horaz aus Horaz verjagt. Horatium ex Horatio expulerunt..."

„Nicht wahr, mein Herr?" versetzte der Beamte, sich vergebend. „Ihre Philologie ist falsch, erlogen. Ich behalte Alles bei, ich gebe eine Uebersetzung in freien Versen, in der ich den ganzen Text behalte. Hören Sie nur diese Stelle."

Mit diesen Worten las er einige Verse.

„Sehr gut!" meinte Joseph. „Ihre Uebersetzung ist sehr getreu, mein Herr. Sie begnügen sich nicht, den genauen Sinn des Satzes wiederzugeben, sondern behalten auch die Bewegung, den Rhythmus des Gedankens bei."

„Nicht wahr?" sagte der Richter entzückt.

Dann bemerkte er, daß Joseph noch immer stand und sagte: „Aber setzen Sie sich doch, bitte, mein werther Herr. Ich werde Ihnen noch einige Stellen aus meiner Uebersetzung vorlesen..."

Plötzlich drang durch die halbgeöffnete Thür der Dreispiz eines Gendarmen.

„Darf ich einen anderen Inkulpanten einführen?"

„Lassen Sie uns in Frieden!" brüllte der Richter und der Dreispiz verschwand, während Joseph es sich in einem Fauteuil bequem machte.

„Wie fassen Sie diese Stelle auf, mein werther Herr?" fragte der Richter und neigte sich über sein Buch.

Joseph zog ein schmieriges Heft aus der Tasche.

„Ich habe so übersetzt..."

„Teufel!" sagte der Andere mit plötzlich strenger Miene. „Sie übersetzen auch?"

„O, Herr Richter! in Prosa, nur in Prosa..."

Sermo pedestris..."

Der Richter wurde wieder freundlich.

## XIII.

Herr Jaquolot — so hieß der Richter — verhörte Joseph und ließ sich seine Lebensgeschichte von ihm erzählen. Daher bemerkte er auch bald, daß der gefährliche „Verbrecher", der bereits vierzig Mal vorbestraft war, die weiße Seele eines neugeborenen Kindes besaß.

Dieser Beamte war nicht nur gerecht, er war auch gut, und da er Verbindungen besaß, so verschaffte er Joseph eine Stelle als Schulmeister.

Das war der Himmel. Herr Jaquolot schenkte seinem Schützling einen Uebersetzer und Joseph durchlebte aufs Neue die gesegneten Tage der Anstalt. Er ging oft in die Stadtbibliothek, die sehr reich an alten Büchern war, und hatte die Freude, hier einen Blandinius zu entdecken. Dieser Blandinius ist das älteste Manuscript des Horaz, das man mit frommer Ehrfurcht in der Abtei des heiligen Peter auf dem Berge Blandin in Holland aufbewahrt. Unglücklicherweise zerstörte ein Brand während der Religionskriege die Abtei, und mit den Mönchen kamen auch die Bücher in den Flammen um. Die philologische Welt beweint noch heute diesen unersetzlichen Verlust. Joseph zeigte seinen Fund dem Richter Jaquolot und machte ihn auf den unschätzbaren Werth desselben aufmerksam. Obwohl der gute Richter Horaz übersetzte, verstand er doch nur sehr wenig Latein und beging häufig kleine Fehler, die der Schulmeister diskret ansmerzte.

Sie sahen sich nun gegenseitig ihre Arbeiten durch. Da Joseph seinem Gönner mitgetheilt hatte, er würde ihm seine Uebersetzung widmen, so fragte sich der gute Richter, ob er seine nicht eigentlich

ebenfalls dem früheren Bagabunden widmen sollte; war er ihm nicht auch etwas Dankbarkeit schuldig? Er war eben ein anständiger Mensch.

Joseph hatte nur einen Kummer; in seiner Klasse saß der junge Straub. Nun war der junge Straub, obwohl er der Sohn des Gendarmen-Brigadiers war, ein Lummel, Faulpelz und Taugenichts ersten Ranges.

Eines Abends, als Joseph ihn wollte nachsichtigen lassen, erhob sich der junge Straub und rief, seiner Sache sicher:

„Wissen Sie, Sie jagen mir keine Furcht ein, Sie Mörder, Sie!“

Joseph, der leichenblau geworden war, wagte kein Wort zu erwidern. Straub setzte sich mit triumphirender Miene, während sich ein allgemeines Gemurmel erhob:

„Sein Vater hat es ihm gesagt . . . er kommt aus dem Bagno . . . er hat im Gefängniß gefessen . . . er hat seine Mutter getödtet . . .“

Der arme Schulmeister, der auf seinem Katheder noch kleiner aussah, fühlte sich von Gewissensbissen gequält. Er mußte doch wohl wirklich ein Verbrecher sein, da man ihn so oft bestraft hatte . . .

Als die Stunde schlug, nahm er sein Manuscript unter den Arm und ging auf die Straße. Er war wirklich verflucht, von Gott und den Menschen, und darum ging er in den Fluß . . .

#### XIV.

Kurze Zeit darauf fand ein Fischweib zu ihrer größten Freude Josephs Manuscript, denn sie hatte kein Papier mehr, um ihre Matrelen darin einzuwickeln.

Josephs Hut schwamm noch immer auf dem Wasser. Zwei Jungen war'en Steine hinein und brachten ihn dadurch zum Untergehen . . .



## Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Rechtsruders. Von F. Niebeck.  
(Fortsetzung.)

„Erzlich und dringend hat ich ihn, daß mein Schicksal dem Herrn Lieutenant gemeldet werde. Er versprach mir, beim Unteroffizier ein gutes Wort für mich einzulegen, und gab mir das Versprechen, mir auf jeden Fall Bescheid zu bringen. Der Herr Lieutenant sei ein vernünftiger Mann, der mit sich reden lasse; er sei nicht, wie andere Offiziere. Wir redeten noch einige Minuten miteinander, und ich erfuhr, daß die sächsische Grenz-wache in Sebnitz stationirt sei, einem Städtchen, das ich am Tage in der Entfernung von etwa einem oder anderthalb Kilometer hatte liegen sehen.“

„Wann krieg ich Nachricht?“ fragte ich, als er sich zum Gehen wandte.

„Das kann noch gut 'ne Stunde dauern,“ erwiderte er. „'s kommt ganz darauf an, wann der Herr Lieutenant kommt!“

Gut eine Stunde — na, meinertwegen! Wenigstens doch eine sichhaltige Hoffnung.

Diese verwünschte Nebelnäse! Huh, wie mich's schüttelte! Zum ersten Male drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß Unterhosen und Ueberzieher sehr nützliche Einrichtungen seien, und ich beneidete alle Menschen, denen solche Dinge beschieden waren. Wie ein greiser Nachtwächter stand ich da — hilflos zum Erbarmen. Wenn ich nicht gar zu müde gewesen wäre, hätte ich mich durch kräftige Bewegung erwärmen können! Wohl hüpfte ich hin und her und schlug mit den Armen um mich, als ob ich fliegen wollte; doch ich mag dabei einem angeschossenen Storch gegliken haben, der verzweifelte Anstrengungen macht, in die Höhe zu gelangen, und zuletzt vor Mattigkeit nicht mehr stehen kann. Mein Körper war wie gelähmt, und in den Knochen sumnte das Verlangen nach Ruhe. Minuten lang lag ich auf dem Rasen, bis mich der Neuchtfrost wieder zum Aufstehen zwang; dann durchmaß ich mit aller Anstrengung im Lausfschritt mein kleines Gebiet, um mich schließlich erschöpft an einen Baum zu lehnen.

Welch ein Schwächling war ich doch! O, die Mutter, die liebe Mutter hatte recht: ich taugte nicht in die Welt — ich hätte zu Hause bleiben müssen.

So trieb ich es eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden lang — ich weiß nicht, wie lange! Nur das weiß ich, daß mich ein fabelhafter Gleichmuth besetzte. Was mit mir geschehen würde und könnte, ob der Befreite Botschaft bringen und wie sie lauten werde — alles Das war mir einerlei geworden; ich dachte nicht darüber nach. Ich dachte überhaupt nicht mehr, und selbst die Gewißheit, daß ich in der Nacht erfrieren werde, hätte den Stumpfsinn, der über mich gekommen war, nicht gestört. Mich beherrschte das Gefühl großen Unbehagens, doch ich ertrug es ohne Wunsch und Jammer. Die Seele war so ermattet wie der Körper, und in ihrer Unklarheit und Verwirrenheit kannte ich kein Begehren mehr.

Als ich wieder einmal auf dem Ohr im Graben lag, berührte mich der Schall von Fußritten. Deutlich hatte ich die Vorstellung, daß nun der Posten abgelöst werde; doch dem Geiste mangelte so gänzlich die Spannkraft, daß er bei diesem Vorgange weder an Erlösung, noch an die versprochene Botschaft dachte. Deutlich auch vernahm ich das Kommando „Halt!“ und das scharfe Aufstampfen der Füße. Ich hörte, daß die Soldaten zueinander sprachen und hörte dann abermals Schritte . . .

„Wo steckt er denn? . . . Er ist fort! Hol ihn der Popelmann!“ . . .

Ganz nahe meiner Lagerstatt erschollen diese Worte, und ich raffte mich auf, ganz unwillkürlich, ohne zu wissen, ob ich wache oder träume.

„Dort wachelt er ja! . . . Das ist ein Besoffener! . . . Du, Aubiati!“

Meine Sinne hatten sich rasch gesammelt, und ich sah in der Dunkelheit die Umrisse mehrerer Soldaten. Auch kam mir schnell mein Glend zum Bewußtsein, und ich nahm an, daß die Soldaten mich abholen wollten.

„Na, wie stehst? Willst Du nach Sachsen oder nach Oesterreich?“

„Nach Sachsen!“

„Dann komm mit! Aber ein bißel plötzlich, sonst kannst Du hier liegen bleiben, bis Dir Gras aus dem Kopfe wächst! . . . Solche Schlunten kommen überall durch; anständige Leute nicht!“

Die fünf Mann starke Truppe machte lehr und marschirte ab, und ich humpelte und lief mühselig daneben her. Als die schnell anschreitenden Krieger einige Zoll Vorsprung gewonnen, wendete sich der Führer um und sagte: „wenn ich wollte, könnte ich ruhig zurückbleiben; den Sachsen läge nichts daran; ihr Bedarf an Landstreichern sei reichlich gedeckt.“

Ich schwieg und bewegte mich ein wenig rascher, um seinen Unmuth zu beschwichtigen.

Die Reise war kurz. Wir gelangten in jenen Ort, der mir von dem Befreiten als Sebnitz bezeichnet worden war, und mitten auf der Straße wurden wir von einem Soldaten angehalten, der, wenn ich mich in der Finsterniß nicht geirrt habe, im Range eines Unteroffiziers stand. Er wechselte mit dem Postenführer einige Worte, trat zu mir und sagte kurz: „Papiere her!“

Hurtig zog ich meine Zeugnisse aus der Tasche und gab sie ihm. Er winkte, und wir folgten dem Postenzuge nach, schlugen aber bald einen anderen Weg ein. Einsam stand dicht an der Chaussee ein kleiner Holzbau, der einer staatlichen Obstwärterbude gleich. Dort blieben wir stehen. Der Unteroffizier öffnete eine Thür und befahl mir, einen Augenblick auf der Straße zu warten. Er zündete drinnen ein Licht an; der Schein fiel durch die Ritzen der Bretterwand. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück; in der Hand hielt er eine brennende Laterne. „Gehen Sie 'rein!“ sprach er und schob mich in den finsternen Raum. „Dort hinten — sehen Sie? — ist ein Loch in der Wand; dort stecken Sie den Kopf hinaus!“

Er schloß die Thür hinter mir zu, und ich guckte hinten durch das kreisrunde, fußgroße Loch hinaus in die nächtliche Landschaft. Jetzt tauchte die Gestalt des Unteroffiziers vor mir auf. Er sah mich an und rief ärgerlich: „Zimmer den Kopf durch — den ganzen Kopf durch!“

Ich stellte mich auf die Zehen und steckte den Kopf hinaus.

„So! . . . Und nun die Augen zudrücken!“

Ein gräßlicher Gedanke durchzuckte mich und ließ mir das Blut erstarren. Den Kopf heraus und die Augen zugebrückt! . . . Das war das Schaffot! Mich, den Raubmörder, sollte der Todesstreich treffen, und dort stand der Henker . . . Und von oben mußte das Fallbeil niedersausen und mir mit kalter Schärfe in den Nacken schneiden . . . Ich spürte das entsetzliche Eisen, sah das Blut spritzen . . . der Kopf zog sich krampfhaft an die Schultern . . . Hülfe, Hülfe!

Ein Angstschrei hatte sich mir entrunnen — der Kopf war in die Bude zurückgefahren.

„Sie sind wohl verrückt?“ ertönte die Stimme des Unteroffiziers.

„Narr, Narr, wie kannst Du so einfältig sein!“ schrie es tonlos in meinem Innern. „Du bist ja nicht verurtheilt — wie kannst Du geköpft werden! Feigling Du!“

Bebend vor Erregung stand ich in der unheimlichen Finsterniß, und trotz der Selbsterkenntniß hielt mich eine unbezwingliche geheime Macht ab, den Kopf abermals durch das Loch zu stecken. Plötzlich zuckte hinter mir ein Lichtschein auf, darauf folgte ein Fischen, und augenblicklich umgab mich ein dichter, warmer, schrecklicher Qualm. Er blendete mich, drang mir in die Lungen, und ich glaube, ich wäre erstickt, wenn ich nicht schnell das Gesicht an die Oeffnung gehalten hätte. Wenige Sekunden nur wahrte das Schreckniß, dann erklang die Stimme des Unteroffiziers: „Fertig! Kommen Sie heraus!“

Er stand bei der Laterne, schlug mein Arbeitsbuch auf und las darin. Dann zog er einen Zettel aus der Tasche und kritzelte einige Worte darauf.

„Hier! Nun können Sie gehen! Aber diesen Zettel heben Sie gut auf, damit Sie ihn vorzeigen können, sonst werden Sie von den Gendarmen angehalten!“

„Was war denn das da drin?“ fragte ich zaghaft, auf die Bude deutend.

„Geräuchert sind Sie worden, damit Sie die Minderpest nicht einschleppen!“

„Wo geht denn jetzt der Weg?“

„Wohin?“

„Nach Sachsen.“

„In Sachsen sind Sie ja! Hier gehst nach Böhmen, dort ins Gebirge!“

Er blies die Laterne aus, verriegelte die Thür und entfernte sich schweigend. Ich aber schwankte dem Gebirge zu. . . .

### Dreiunddreißigstes Kapitel.

#### Auf der Bergstraße.

Vergan geht der Weg.

In verworrenes Sinnen versunken, tief den Kopf gesenkt, langsam, schwer, stumpf und träge, wie ein krankes Jughier, ziehe ich aufwärts. Finster und feucht ist die Nacht; überall in der Runde ragt es in ungeheuerlichen schaurig-schwarzen Massen, deren Grenzen hoch oben mit dem Schmelz der schwarzsilbernen Himmelstoppel verfließen. Sind es Wälder, Wälder, Gebirge? — ich weiß es nicht. Kein Licht, kein Dämmerstreif läßt die Ferne ahnen; eingeengt bin ich in den, seelenlosen Finsternissen . . .

Huffschlag. Ein Reiter.

Ich suche vorsichtig den Rand des Weges auf, um nicht überritten zu werden, und taste mit dem Stocke, um nicht in einen Abgrund zu sinken. Das Gefühl beschleicht mich, als müßten zu beiden Seiten dieses steil aufsteigenden Weges schreckliche Schlünde sein. —

„Halt! Wer da?“

Der Reiter zügelt sein Roß.

„Ein reisender Handwerksbursche.“

Das Pferd kommt auf mich zu.

„Wie sind Sie über die Grenze gekommen?“

„Hier auf diesem Wege.“

„Das ist nicht wahr! Sie sind durch den Wald gekommen!“

„Nein, ich habe einen Zettel.“

„Einen Zettel? Zeigen Sie!“

Ich überreiche dem Reiter das kleine Papier. Er hebt es empor, als erwarte er, daß von oben ein Lichtschein darauf fallen wird, und er heftet seinen Blick darauf. Ich bin ihm jetzt ganz nahe; der Gaul bläst mich mit den Nüstern an, stößt forschend mit dem Kopfe nach mir und scharrt ungeduldig mit den Vorderhufen. Die Umrisse des Reiters treten immer deutlicher hervor; ich sehe sogar den Knäuel des Degens blinken, kann aber nicht erkennen, ob der Mann ein Gendarm oder ein Soldat ist.

Jetzt zerrt er mit einem starken Ruck das Pferd zurück und bewegt sich unruhig im Sattel. „Das glaub ich doch nicht, daß Sie durchgelassen worden sind!“ spricht er halb laut, und bald darauf stammt in seinen Händen ein Bündel auf. In dem grellen Flackerlichte sehe ich eine Offiziersuniform und ein jugendliches Gesicht mit einem feinen Schnurrbart. Er betrachtet den Zettel, richtet dann das flammende Hölzchen nach mir, um mich zu beschauen, doch schon erlischt es.

„Hier!“ spricht er, und reicht mir den Zettel zurück. „Begreife garnicht!“ . . .

Ein Schnalzen mit der Zunge, und das Pferd klappt mit scharfen Tritten davon.

Weiter! . . . Immer steiler wird die Bahn. Die Kniee wanken, sie knicken manchmal zusammen, und ich würde hinsinken, wenn mir der Stoc nicht eine feste Stütze wäre. Das Band des Felleisens erzeugt auf der Schulter einen brennenden Schmerz, der durch den ganzen Körper zuckt. Das erste Mal, daß ich diesen Schmerz empfinde! Ich halte an und hänge die Last auf die andere Schulter. Dieselbe Pein, und sie wächst von Minute zu Minute. Das leichte Bündel ist mir zur unerträglichen Last geworden.

Bin ich krank? Ist es die Müdigkeit? Oder der Hunger? . . . Ich weiß es nicht . . . Das Knicken in den Knieen wiederholt sich immer öfter, zuletzt bei jedem Schritt . . . Nun vermag auch der Stoc den Körper nicht mehr zu stützen . . . ich breche nieder . . .

Auf dem Bündel sitz ich, mitten auf der Straße. Mir ist wohl — ach, so wohl! Nur ruhen! . . . Die Kälte quält mich nicht mehr; ich empfinde sie kaum . . . Alles in mir und an mir zittert nur in dem einen Verlangen: Ruhe! . . .

Die Augen schließen sich, doch nicht zum Schlaf. Die Seele wacht; sie lauscht, vertieft in gedankenlose Träumerei, dem leisen, geisterhaften Wehen der Nacht, wie das Kind dem märchenbunten Liede, das die Mutter an der Wiege singt.

Ein neuer Ton . . . Horch! . . . Das sind Menschenschritte. Ich bin nicht allein in der schwarzen Dede.

Der Unbekannte kommt schnell heran; ich raffe mich auf, ihm auszuweichen. Der Schall seiner Tritte kündigt, daß er auf der rechten Seite des Weges geht, und ich tappe daher vorsichtig nach der anderen Straßenseite. Mein Stoc stößt an einen Baum, noch einen Schritt, und meine Hand ruht an dem Stamme.

Der Wanderer steht still. Er ist nur eine Wegbreite von mir entfernt, und dennoch vermag ich ihn nicht zu sehen, so sehr ich auch die Augen anstrengte.

Er kommt auf mich zu . . . was will er? . . . Doch nein — er steht wieder still.

„Was war das? Ist da Jemand?“

Eiskälte läuft mir bei diesen Fragen durch alle Adern. Ich vermag vor Schreck und Furcht nicht zu antworten. Das Gefühl beherrscht mich, als stünde ein fürchterlicher Räuber, oder gar der leibhaftige Satan vor mir. Unheimlich war der Ton seiner Stimme.

„Ist hier was?“ fragt er zum zweiten Male.

Ich drücke mich noch fester an den Baumstamm, und die Angst schnürt mir fast die Kehle zu. Sicher bin ich, daß er auf mich zuspringen und mich packen und in den Abgrund schleudern wird. In meinem Hirne bildet sich blitzschnell ein lebhaftes Bild dieses Vorganges . . . Gräßliche Augenblicke! . . .

Aber er springt nicht auf mich los, sondern geht nach kurzem Zögern weiter. Und jetzt sehe ich ihn,

zwar nicht deutlich, doch seinen Schattenriß. Er trägt ein Gewehr unter dem Arme, ist also Soldat oder Gendarm.

Seine Tritte sind in der Ferne verhallt, und ich schleiche in entgegengesetzter Richtung vorwärts. Vergeblich frage ich mich, weshalb ich dem Träger keine Antwort gegeben, und weshalb ich mich vor ihm geschrämt habe. Ich ärgere mich über meine Feigheit, suche mir einzureden, daß ich sonst kein Feigling sei, und mache mir arge Vorwürfe darüber, daß ich mit dem Manne nicht gesprochen habe. Er hätte mir vielleicht rathen können, wohin ich mich wenden müsse, um ein wenig Ruhe und Schutz gegen die Kälte zu finden.

Ah, die Kälte machte sich wieder fühlbar! Bis ins innerste Gebein, bis ins Herz drängt sie. Mir wird klar, daß ich erfroren wäre, wenn mich der Mann mit der Flinte nicht angeschencht hätte. . .

Wie lange und wie ich mich auf der bergigen Straße in meiner Todtmüdigkeit dahin geschleppt habe, weiß ich nicht. Der Körper bewegte sich mechanisch, doch so träge, wie eine Maschine, der die Dampfkraft ausgehen wollen. Einmal machte der Weg eine so große und plötzliche Biegung, daß ich glaubte, er führe mich in derselben Richtung zurück, aus der ich gekommen war. Der Himmel hatte sich ein wenig aufgehellt und der irdischen Finsterniß insoweit Abbruch gethan, daß ich zur Noth die Bäume am Wege sehen konnte. Auch gelang es mir, mich zu überzeugen, daß an jener Wegbiegung kein anderer Weg geradeaus führte; ich durfte mithin annehmen, daß ich richtig ging. Ein Weilchen später hörte ich abermals den Schall von Tritten, und da die Gegend für mich ein rein militärisches Gepräge hatte, nahm ich nach der Art des Schalles an, daß eine Abtheilung Soldaten mir entgegen kam. Meine Vermuthung war zutreffend. Als mir die Soldaten bis auf etwa sechs Schritte nahe gekommen waren, erscholl ein „Halt!“ und sowohl die Abtheilung als auch ich befolgten den Befehl. Der Führer, vermuthlich ein Unteroffizier, trat an mich heran und fragte: „Ueber die Grenze gekommen?“

„Ja.“

„Einen Ausweis?“

Ich zog meinen Zettel aus der Rocktasche. Er nahm ihn und setzte, wie es der Offizier gethan hatte, ein Bündel in Brand. Ein rascher Blick genügte, ihn von der Echtheit des Zettels zu überzeugen. Ohne noch ein Wort zu sagen, gab er ihn mir zurück, wandte sich seiner kleinen Kriegsmacht zu und kommandirte: „March!“

„Wo komm ich denn auf diesem Wege hin?“ rief ich den abmarschirenden Soldaten nach.

Sie gaben keine Antwort.

Der Himmel ward immer heller, und schon konnte ich erkennen, daß zu beiden Seiten der breiten Straße dichte Nadelwaldung himmeln strebte. Sollte der Morgen schon nahe sein? O, wenn er käme! . . .

Der Wald endete, und bald gerieth ich in eine Ortschaft. Nur wenig niedrige Häuser sah ich; die anderen mochten eingehüllt sein vom schwarzen Schleier der Finsterniß. Umsonst spähte ich aus nach einem Lichtschimmer. Irgendwo in der Ferne bellte ein Hund, sonst war Alles ringsum wie ausgestorben.

Dann kam wieder schauerlich dichter Bergwald.

Meine Erschlaffung hatte die äußerste Grenze erreicht. Ich fühlte, daß ich nicht weiter konnte; zugleich aber bebt ich bei dem Gedanken, daß ich erfrieren müsse, wenn ich mich in den Graben lege. Ich gedachte an jene Erstarrung, in die ich gerathen war, als ich zum ersten Male kurze Zeit auf der Straße geruht hatte. Stehend rastete ich an einem Farn, und die Vernunft hatte dabei einen Kampf mit dem Körper zu bestehen, weil dieser gewaltsam zu Boden sinken wollte. Das Summen in den Venen war unerträglich, und um nicht ganz zum Sklaven der Müdigkeit zu werden, versuchte ich nochmals weiter zu gehen. Ich wankte bis zum nächsten Baum, ruhte dort abermals einige Sekunden und trieb dann dieses grausame Vorwärtstreiben von Baum zu Baum.

Auf einmal tauchte an einer Stelle, auf der der

Schatten des Waldes besonders finster lag, eine Gestalt auf. Fast unhörbar kam sie schnell an mich heran und blieb vor mir stehen. Wieder packte mich ein Heidenerschreck; denn ich besand mich plötzlich einem fürchterlich aussehenden Menschen gegenüber. Er war barhäuptig, und in sein schwarzes Gesicht hingen lange Haarzotten herab; sein Körper war mit allerlei Fetzen behangen, und ich glaubte an seinem Gürtel einen Messergriff zu sehen. Die Beinkleider liefen nach unten spitz zu, und die Füße schienen mit Lappen umhüllt zu sein. Genau konnte ich ihr der Dunkelheit wegen nicht sehen, doch er machte den Eindruck eines richtigen Banditen, wie mir solche auf Bildern schon begegnet waren.

Bevor er den Mund zum Sprechen öffnete, starrte er mich ein kurzes Weilchen mit schauerlichem Blick an. Er war augenscheinlich überrascht. Darauf fragte er in schlechtem Deutsch und mit fremd klingender Betonung der Worte, woher ich käme.

„Von Oesterreich herüber,“ gab ich zur Antwort. „Oesterreich?“ fragte er lebhaft, und rasch fügte er hinzu: „Hast Du gesehn Zigeuner?“

Ich verneinte die Frage.

„Zigeuner mit Wagen und Pferd?“ fuhr er fragend fort.

„Nein, ich habe keine gesehen.“

„Gestern nicht und andern Tag nicht?“

„Nein, auf meinem ganzen Wege nicht!“

Er stieß einen Laut aus, der wie ein Seufzer klang, wandte sich und blickte suchend umher, als wollte er mit seinen Blicken alle Fernen durchdringen und die verlorenen Gefährten entdecken.

„Hast Du gesehn Gendarm?“ wandte er sich wieder zu mir.

„Ich glaube, mir ist einer begegnet . . .“

„Wo, wo ist Gendarm?“ fiel er mir hastig ins Wort.

„Vor einer oder zwei Stunden begegnete mir Einer hier auf der Straße. Es kann aber auch ein Soldat gewesen sein. Die Finsterniß war so groß, daß . . .“

Wieder fiel er mir ins Wort, und diesmal erzählte er mit weinerlicher Stimme und in rasch hervorprudelnden Worten die Geschichte seines Unglücks. Ich verstand seine Sprache so schlecht, daß ich nur wenige Sätze erfassen konnte, hörte jedoch heraus, daß eine Zigeunerbande, unter der sich sein Weib und seine Kinder befanden, verhaftet worden sei. Er sprach viel von einem Gendarmen und stieß entseßliche Verwünschungen gegen ihn aus, wobei er jedesmal beide Hände wie beschwörend zum Himmel streckte. Auch von einem Pferde redete er, das ihm durch den Gendarmen verloren gegangen sei. Zum Schluß fragte er nochmals: „Hast nicht gesehn Zigeuner?“

„Leider nicht!“

Abermals stieß er einen Klagelaut aus, und gleichzeitig rannte er davon — auf dem Wege, den ich gekommen war. Lautlos, wie ein gespenstischer Schatten, verschwand er im Dunkel des Waldes.

(Schluß folgt.)

## Aus dem Notizbuche eines Betrachtenden.

Von Scotus.

Mit jedem neuen Gesellschafts- und Glückszustande auf Erden ändert sich auch das Niveau der menschlichen Leidenschaften. Neue Bedürfnisse, von denen man früher keine Ahnung hatte, werden wach und mit ihnen der Drang, sie zur Geltung zu bringen. Darauf sollte man in erster Linie seine Aufmerksamkeit lenken bei Betrachtung neuer, erst zu schaffender Gesellschaftszustände.

Kein Individuum, und sei es auch das vollkommenste, kann Zweck der Natur sein: Zweck sind ihr allein die Gattungen. Wohl aber ist ihr jede Individualität ein Mittel zu ihren Zwecken. Und wenn Jeder, dem die Natur eine seltene Kraft und seltene Gaben verliehen hat, sich dieser seiner Bestimmung bewußt würde, könnte es keine Ueberhebung in ihm geben und keine falsche Neugier seiner Kräfte.

## Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wollen man an Edgar Steiger, Leipzig, Elisenstr. 90, richten.